



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem Tagebuche eines Garibaldischen Freiwilligen. 3. :Im Lager.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

als Lager der Politiker Amerikas. Mit der Reiterei und dem Train wird es schlecht bestellt sein, die Verproviantirung, die Versorgung mit Munition, die oberste Leitung und die Lenksamkeit der Untergebenen wird viel zu wünschen übrig lassen. Die Ungleichheit der Kaliber muß ebenfalls einen großen Uebelstand bilden. Die „Avantgarde-Zuaven“, die „Bliz-Zuaven“, die „National-Zuaven“, die „Feuer-Zuaven“, die „Steuben-Volunteers“ (lauter Deutsche), die „United Turner Rifles“ (ebenfalls lauter Deutsche, commandirt von dem aus der badischen Revolution bekannten Sigel, amerikanisch: Colonel Seigle), die ungarische Legion und wie sie alle heißen, die jetzt auf den Kriegsschauplatz eilenden Freischaaren, werden sicher ebensowenig tadellose Soldaten sein, als die oben geschilderten Politiker zu der guten Gesellschaft gehörten. Aber an gutem Willen wird es nicht fehlen, und so wird es zunächst nur auf zwei Dinge ankommen, einmal, wer von beiden Parteien das stärkste und am besten bewaffnete Heer in's Feld zu stellen vermag, und dann, wer von beiden am besten geführt ist. Die erstere Frage beantworten wir ohne Besinnen zu Gunsten des Bundesheeres, mit dem überdies an den Küsten der Chesapeake-Bai die Flotte operirt. Die andere Frage muß die Zeit und wird vielleicht schon die nächste Post beantworten.

Aus dem Tagebuche eines Garibaldi'schen Freiwilligen.

3.

Im Lager.

Caserta war das Hauptquartier Garibaldi's. Der geräumige Schloßplatz hatte aber keineswegs das kriegerische Aussehen, wie man es gewöhnlich bei den Hauptquartieren findet. Keine von jenen mit Proviant und Werkzeugen, Monturstücken und Fourage beladenen Wagenreihen, die so oft zum Uebelstand für reguläre Heere im Felde werden, war hier zu finden. Die Armee hatte eben keinen Train. Ebensowenig sah man Munitionskarren u. dgl. für die Artillerie, sondern bloß einige Kanonen, die ohne Lafetten auf dem Boden herumlagen.

Vor dem Schloßthor zog eine Gruppe meine besondere Aufmerksamkeit auf sich.

Ein Mann von ungewöhnlicher Größe und dieser entsprechendem Körperbau, dessen von grauem Haar eingefasstes Gesicht unverkennbar die afrikanische Abstammung verrieth, unterhielt sich lebhaft mit einigen jungen Leuten vom Civilstande, die mit der Miene der Bewunderung jedes Wort von ihm auffingen. Er trug die Uniform eines Majors des Heeres, doch war es nicht das rothe Hemd, sondern eine rothe Jacke, die auf der Brust mit schwarzen Schnüren und auf Schultern und Ärmeln mit goldnen ungarischen Knoten geschmückt war. Die Mütze war ebenfalls reich mit Gold aufstaffirt. Ich fragte nach dem Namen, und hörte, es sei Alexander Dumas, der Freund Garibaldi's, wie er sich nennt, und wie er von Garibaldi selbst genannt worden ist.

Herr Dumas trug übrigens diese Uniform nicht bloß nach eigenem Belieben. Im Gegentheil, er war von dem kommandirenden General dazu autorisirt, was er, von seinen Collegen, den Journalisten dazu gedrängt, durch Veröffentlichung des Tagesbefehls Garibaldi's bewies, der „Herrn Alexander Dumas das Recht verlieh die Uniform des Generalstabes zu tragen.“ Es war also sehr bescheiden von dem großen Manne, daß er sein irdisches Theil nur in den Rock eines Majors gehüllt hatte, besonders da die Wohnung, die man in Neapel ihm unentgeltlich eingeräumt, die Wahl eines höheren Grades hätte entschuldigen können. Dieser Wohnung hatten aber die Neapolitaner später zu verdanken, daß sie mit einem Zug von Offenheit in Dumas' Charakter bekannt wurden, der seine Bescheidenheit noch überbot. Der „Independente“ und Liborio Romano standen nämlich mit einander nicht auf dem freundlichsten Fuße. Liborio Romano war Conseil-Mitglied. Ein Angriff auf ihn war ein Schlag nach der Regierung, und in der Regel wurde diese nicht geschont. Was Wunder, wenn dem Herausgeber des Blattes die Wohnung in einem Palast der Regierung gekündigt wurde.

Da Dumas nicht auszog, so erfolgte eine Unterredung zwischen ihm und dem Minister des Innern, worin letzterer deutlich zu verstehen gab, daß, wenn etwa Herr Dumas seines Aufenthalts in Neapel nicht überdrüssig sei, dieß Gefühl auf Seiten der Regierung sehr lebhaft empfunden werde. „Ich denke nicht daran, zu gehen“, erwiderte Dumas, „ich werde hier bleiben. Ich muß dort leben, wo ich Aufregung habe; in Paris brauche ich mindestens 150,000 Francs, um auszukommen, in Neapel dagegen kann ich mit 100,000 leben, doch muß ich dabei freie Wohnung haben.“ Der Redakteur des „Independente“ blieb; daß das Gespräch in den nächsten Tagen allgemein bekannt war, kümmerte ihn nicht. Ob der „Independente“ so independent geblieben ist wie vorher, kann ich nicht sagen.

Ich hatte die innern Gänge des Schlosses erreicht, und sollte hier die Erfahrung machen, daß die Soldaten der Armee von ihren Oberbefehlshabern fast ebenso wenig wußten wie die Neapolitaner von ihrem Gouver-

neur. Es war mir nicht möglich, irgend eine Andeutung zu bekommen, wo der Oberst Rüstow zu finden sei.

Man hatte in Neapel die Vermuthung geäußert, daß er in Caserta sein müßte. Selbst auf dem General-Commando war man nicht im Stande eine bestimmte Auskunft zu geben.

Endlich gelang es mir, die Wohnung des Obersten im Schlosse zu entdecken. Ich fand ihn beschäftigt, die Karte der Gegend zu studiren. Er ist ein Mann von mittlerer Größe und angenehmen Zügen, ohne das Steife, welches manche mit der Vorstellung von einem ehemaligen preussischen Offizier verbinden zu müssen glauben. Ich wurde freundlich empfangen, sah aber meine Ansicht von dem übeln Stand der Dinge bei ihm nur bestätigt. Offen sprach er aus, daß es mit dem ganzen Kriege ein baldiges Ende haben werde, und daß er selbst, der nutzlosen Plackereien und Unordnungen müde, sich baldigst zurückzuziehen gedenke. Sirtori, der jetzt Chef des Generalstabes war, schilderte er auf eine Weise, die durchaus keine besondere Achtung vor dessen militärischer Befähigung und seinen Eigenschaften als Mensch verrieth.

Um von hier nach Santa Maria weiter zu kommen, mußte ich mir wieder eine Karte auf dem Generalcommando holen. Dort waren viele Dienstthuende, von Dienst aber war keine Rede. Sie unterhielten sich nur, Soldaten mit Offizieren, Alles mit äußerster Ungezwungenheit. Es kam vor, daß ein Herr Soldat auf ein Sopha hingelagert einen Brief von einem Vorgesetzten zum Wegtragen empfing, ohne seine Lage irgendwie zu verändern.

Den General Sirtori, Chef des Generalstabes der Armee (nach Obrist Rüstow, dem man Türs's Division gegeben), konnte ich nicht sprechen, aber ich empfing die Karte und begab mich nach Santa Maria, wo, wie ich auf der Eisenbahn von einem Ungarn erfahren, die einzige Brigade stand, welche noch Offiziere nöthig hatte.

Nicht lange nach meiner Ankunft stand ich in dem Stabsquartier der genannten Brigade. In kleinem Maßstabe herrschte hier dasselbe ungenirte Leben, das für einen Militär — gerade wegen seiner Gemüthlichkeit — so ungemüthlich war. Glücklicherweise hatten die anwesenden Offiziere hier die Mühen auf, so daß der Grad, zu erkennen war. Der Stabs-Chef, wie er sich nannte, trat mir entgegen. Er war Capitän. Wie die Mehrzahl dieser Herren, war er noch sehr jung. Ich gab die Papiere ab, die meinen Antrag unterstützen sollten, er versprach mir, dieselben dem General zu übergeben. Hier sind entseßlich viele Generale, dachte ich. Dann musterte ich ein wenig meine Umgebung. Von den 8—10 Personen, die im Zimmer waren, sprachen zu meiner Verwunderung fast alle Deutsch. Das Hauptgespräch drehte sich darum, daß man keine Gage bekommen hatte. Besonders ein Herr in einem grauen Rocke, mit einer Capitänsmütze, war unerschöpflich in seinen

Klagen. Ich erkundigte mich nach ihm, und es wurde mir gesagt, es wäre ein ehemaliger ungarischer Rittmeister, jetzt aber sollte er eigentlich die Aufsicht über die Pferde des Generals übernehmen. — Er sah auch aus wie eine Art Pferdehändler. Ein anderer, in Civilanzug, wollte ebenfalls Capitän werden, hatte aber vergessen, seine Papiere mitzunehmen. Ich betrachtete mir ihn noch, als die Thür aufging und ein blonder Mann, anscheinend in den Dreißigen, hereintrat.

Mein guter Genius ließ mich ahnen, daß ich den General vor mir habe, obschon sein offenes, lose hängendes rothe Hemd es nicht vermuthen ließ. „Sie sind A?“ redete er mich an. „Ja Herr General?“ — „Kennen Sie den D., er hat, glaube ich, in derselben Armee gedient wie Sie?“ — „Ja, General, ich erinnere mich seiner sehr gut!“ — „Er ist jetzt Rittmeister in Oestreich“ — Damit ging er zu dem Tische, wo bei seinem Eintritte ein paar Adjutanten sich niedergesetzt hatten, um zu schreiben. „Notiren Sie sich den Namen dieses Herrn und führen Sie ihn auf.“ — „In welcher Charge?“ fragte der angeredete Adjutant. „Als Capitän natürlicherweise,“ erwiderte der General und verließ mit ebensowenig Ceremonie das Zimmer, wie er gekommen war. Der Adjutant aber sagte mir, daß ich mich equipiren könnte.

Ich fragte einen Herrn, der am anständigsten aussah, ob Equipirungsgelder ausgezahlt würden. „D, auf die können Sie noch lange warten!“ lächelte er. „Das Beste ist, einen Schneider aufzusuchen, der die Uniform gegen einen „Buon“ (Wechsel) machen will, und diesen von der Brigade acceptiren zu lassen; aber von dem „Buon“ dürfen Sie erst dann sprechen, wenn Sie die Uniform haben.“

Eigene Manier das, dachte ich. Indesß war ich doch nun wenigstens in eine Brigade eingestellt, und so fuhr ich ziemlich vergnügt wieder nach Caserta zurück.

Eine anmarschirende Abtheilung, die unsere Fahrt aufhielt, gab mir die Gelegenheit, zum ersten Male meine Kampfgenossen in Reihe und Glied zu sehen.

Der Commandeur hatte den ungarischen Hut auf und das gewöhnliche rothe Hemd an. Zu Pferde machte er ungefähr die Figur, welche man öfters in Seestädten zu sehen bekommt, wenn ein englischer Matrose ein Steeplechase unternimmt. Das rothe Hemd ist bequem, aber nicht besonders hübsch, und eigentlich ebenso wenig zweckmäßig. Es wurde leicht schmutzig, und so sahen die meisten Truppen Garibaldi's unreinlich aus. So war es auch mit dieser Abtheilung.

Offenbar kümmerte man sich sehr wenig um das, was man „Uniform“ nennt; denn verschiedene Soldaten hatten Civilbeinkleider, andere dagegen graue mit rothen Passepoils an; sogar das rothe Hemd war mitunter von einer

Blouse anderer Farbe vertreten. Alles war bunt durcheinander, und das Ganze machte keinen vortheilhaften Eindruck. Wunderbar kam mir vor, daß so viele blutjunge Menschen, noch halb Kinder, in der Abtheilung sich befanden, für die sogar das Gewehr zu groß erschien. Indes sahen grade diese recht lustig aus, und sie hatten in der That außer der Muskete nicht viel zu tragen. Es war etwas von dem „omnia mea mecum porto“ und „ich hab' meine Sach' auf nichts gestellt“ in ihnen, und das galt so ziemlich von der ganzen Armee, die auf diese Weise wenigstens den Eindruck großer Beweglichkeit machte.

Ebenso wenig wie ein Train das Heer belästigte, beschwerte den einzelnen Soldaten ein Tornister. Das Gewehr und ein Pulverhorn, mitunter auch eine Patronentasche, ausnahmsweise ein Mantel über die Schulter geworfen, zuweilen ein Paletot, ein Plaid oder eine Pferdedecke — damit war die Ausrüstung vollendet. Die Meisten aber trugen ein buntes Taschentuch um den Hals, und zwar wie die Frauen, so daß es mit der einen Ecke auf den Rücken herunterhing. Der eine hatte einen Hut von dieser, der andere einen von jener Form, der dritte eine Mütze auf, nirgends Gleichheit der Kopfbedeckung.

Von Caserta fuhr ich nach Neapel zurück, und noch denselben Abend war das rothe Hemd und das graue Beinkleid bestellt, eine Mütze und Säbel angeschafft, und ich sehnte mich nach dem Verlaufe der Frist, welche sich der Schneider ausbedungen.

Neapel hatte während der letzten Tage eine Physiognomie angenommen, die noch lebensvoller war, als seine gewöhnliche. Man näherte sich mehr und mehr dem Tage, welcher Victor Emanuel als König von Italien begrüßen, wo das Volk seine Stimme für ihn abgeben sollte. Von den Dächern und Balkonen wehten Fahnen mit den italienischen Farben und Savoyens Kreuz. Abends gab es Fackelzüge zu Wagen und zu Fuß, wobei es nicht an Panieren und Emblemen des werdenden Königreiches fehlte. Am Tage sah man Processionen mit Musikbanden, welche, die Garibaldi-Hymne spielend, die Straßen durchzogen. Allenthalben Aufregung, Lärm und Lust, selten dagegen wirkliche Begeisterung. Häufig sah auch das Arrangement hindurch. Bezeichnend war, daß Corporationen, Innungen, Zünfte, der Kaufmannsstand bei diesen Aufzügen sich nicht betheiligten und daß überhaupt nur die untersten Klassen der Bevölkerung, kräftig unterstützt von den in der Stadt flanirenden Freiwilligen, dabei die Hauptrolle spielten. Die bessern Stände gaben ihren patriotischen Willen auf andere Art zu erkennen. Mehre Buchdrucker hatten Zettel mit „Si“ drucken lassen und diese gingen, öffentlich ausgedoten, reizend ab. Der Patriot trug sie am Hut oder im Knopfloch, und auch an Fenstern und Thüren fand man sie angeklebt, zum Zeichen, daß der Bewohner des Zimmers für Victor Emanuel stimmen werde. Das wäre recht gut gewesen,

wenn die Herren Patrioten über solchen Schaustellungen ihrer Gesinnung nicht Wichtigeres, patriotische Thaten versäumt hätten. Man vergaß für die Verwundeten und Kranken der Armee das Nöthige herbeizuschaffen und sich an der Pflege derselben zu betheiligen. Ueber die Lazarethhe wurde allenthalben Klage geführt, die Fußbekleidung der Soldaten war sehr mangelhaft, und es fehlte an Wäsche. Eine kältere Jahreszeit, die hier mit starken Regengüssen begleitet zu sein pflegt, war im Anzug, und einem großen Theil der Truppen mangelten Mäntel!

Deffentlich mit seinen Gesinnungen herumstolziren und „viva Italia una“ rufen war Leidenschaft aller Klassen geworden, aber wenn es galt, den Beutel zu öffnen und seine Sympathien durch Spenden zu zeigen, zog man sich zurück, und von allen Provinzen hat Neapel das kleinste Contingent zu der Befreiungsarmee gestellt; von der Hauptstadt selbst behauptete man, daß sie höchstens einige hundert Freiwillige geliefert habe.

Eines Nachmittags ging ich hinunter nach der hübschen Strada Chiaja. Ein offener Wagen fuhr an mir vorbei, der mit rothen Kamisols geradezu überladen war; selbst auf dem Bedientensitze saßen zwei. Ein Herr, der neben mir ging, äußerte zu seinem Begleiter, „das war Garibaldi“, und nicht lange dauerte es, so kamen Massen von Fiaccen nachgejagt und in wenigen Minuten war die ganze breite Straße mit Equipagen und Fußgängern angefüllt, welche sich um das Hotel Bretagne versammelten, wo der General abgestiegen war. Donnernde Vivas verlangten sein Erscheinen auf dem Balkon. Da man erfuhr, daß er sich zu Tisch gesetzt, schwieg das Volk und wartete. Immer zahlreicher wurden die Massen, man stand Kopf an Kopf, Schulter an Schulter. Fischer kamen nach den Klängen der Garibaldihymne anmarschirt. Auch eine Abtheilung der Nationalgarde stellte sich ein, und ein Zug Husaren in ungarischer Uniform saßte dem Hotel gegenüber Posto, doch wurden diese Truppen nach einigen Augenblicken weggeschickt. — Die Fischer ließen ihre Musikbände als Tafelmusik fungiren. Nachdem sie ein Weilchen gespielt, schwieg sie, da man erfahren, daß oben abgespeist worden sei, und wieder erschallten donnernde Vivas. Bald darauf erschien Garibaldi auf dem Balkon, umgeben von Damen — die Begeisterung des Volkes schien grenzenlos, die Bände spielte wieder die Hymne, und bei den Strophen, wo das Wort Italia vorkam, streckte Garibaldi die rechte Hand mit emporgehaltenem Daumen gen Himmel, eine Pantomime, mit der er bezeichnen wollte, daß Italien Eins sein müsse. Die Hymne war aus, und er schien sprechen zu wollen. So groß der Beifallsturm vorher gewesen, so ruhig war es jetzt, und jedes Wort seiner kräftigen, etwas harten Stimme war deutlich zu vernehmen. Er versprach nicht eher zu ruhen, als bis „Italia una“ zu Stande gekommen wäre. Viva Garibaldi! war die tausendstimmige Antwort. Erst spät zerstreuten sich die Massen.

Der eben erwähnte Zug Husaren bildete den Anfang zu einer, großentheils aus Ungarn bestehenden Cavallerie, die in Neapel organisirt wurde. Sie trugen einen kurzen braunen Dolman und eine braunrothe Mütze, eng anschließende Beinkleider, welche in halbhohen Stiefeln steckten, vollendeten das Ganze. Zu der reich beschnürten, sehr hübschen Uniform kam auch ein großer spanischer Mantel, dessen Werth sich auf 120 Francs belief. Dieses Corps war zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Elementen: Polen und Ungarn, Venetianern und Oestreichern. Mehre waren darunter, die daheim den Magnatentitel getragen hatten oder Offiziere im östreichischen Heere gewesen waren und sich jetzt nur hier befanden, um indirect für ihr Vaterland zu fechten. Andere freilich hatten sich nur nach Italien begeben, um ihr Glück zu machen, und zuletzt sich genöthigt gesehen, bei Garibaldi einzutreten. Die meisten waren schon gute Reiter, und das Corps nahm sich durchaus militärisch aus. Jeden einzelnen Husaren hatte man mit einem sechsläufigen Revolver bewaffnet. Dieses Corps ist wol nie stärker als höchstens 200 Mann gewesen, und obschon es selbst nach Auflösung der andern Theile der Südmarmee noch weiter organisirt wurde, wollte es doch nicht recht gedeihen. Im Gegentheil schmolz es durch Desertionen u. d. m. so zusammen, daß es die letzte Zeit, wo es in Nola lag, keine 80 Mann zählte. Außerdem hatten in dieser Periode die schlechten Elemente die Oberhand gewonnen, Excesse waren an der Tagesordnung, Fälle von Insubordination ebenso häufig, man verkaufte den werthvollen Mantel, den Revolver, ja ich sah in dieser Zeit einen, der erst östreichischer Offizier gewesen, dann unter Lambricciere dem Papst gedient und zuletzt Lieutenant bei den Husaren Garibaldi's geworden, sogar seinen Säbel verkaufen.

General Turr hatte mir gesagt, daß er über mich mit dem Kriegsminister gesprochen, und dieser mir das Brevet zugesagt habe; ich möge jetzt, fügte er hinzu, draußen in Santa Maria meine Angelegenheit selbst betreiben. Ohne die Vollendung meiner Uniform abzuwarten, begab ich mich dorthin. Auf der Fahrt dahin hatte ich wieder Gelegenheit, die Nachlässigkeit und Unordnung zu beobachten, die hier beim Betrieb der Eisenbahn herrschte. Ein Wartesaal war nicht vorhanden, die Ankommenden mußten mit den rohen Freiwilligen um ihre Plätze kämpfen, andere Signale als die mit der Locomotivpfeife waren unbekannt. Des Abends markirte keine Laterne auf der Signalstange die gehenden und kommenden Züge, sondern der Bahnwärter trat einfach vor die Thür seines Häuschens und schwenkte eine kleine Handlaterne. In Caserta bot der Schloßplatz noch das alte Bild, und auch die Kanonen lagen noch wie früher auf dem Erdboden. Ich dachte mir eine Audienz bei Garibaldi zu erbitten, und meldete mich zu dem Zwecke, erhielt indeß die Antwort, daß der Dictator jetzt nicht zu sprechen sei. Während

ich im Hofe wartete, fuhr derselbe Wagen, in dem ich Garibaldi in Neapel gesehen, vor, und zugleich stellte sich die englische Legion des Obersten Styles auf dem Plage auf, die soeben von einer Excurfion zurückkehrte. Es war eine hübsche Truppe und mit Ausnahme der Ungarn die einzige des Heeres, welche wirklich uniformirt zu nennen war. Die Leute sahen sauber, fast elegant aus, und es befanden sich unter ihnen viele kräftige und mehre sehr hochgewachsene Gestalten, wahre Grenadierfiguren. Sie trugen eine rothe Tunika mit grünen Aufschlägen, die indeß nicht so eng anschloß, wie der deutsche Waffenrock, sondern mehr dem rothen Garibaldihemd gleich. Der Kragen, ebenfalls grün, war mit einer Granate geschmückt und hatte weiße Passepoils. Die gelben Knöpfe trugen das savoyische Kreuz. Die Bewegungen der Truppe waren etwas langsam, um nicht zu sagen, schwerfällig, hatten aber doch einen echt militärischen Anstrich.

Um den Wagen und vor der Thür des Dictators hatten sich verschiedene Civilpersonen gesammelt, die Anliegen an ihn hatten, und als er erschien, stieß und drängte man sich, um ihm nahe zu kommen. Er sah dem ruhig und mit wohlwollender Miene eine Weile zu, keine Wache war da, um das Volk zurückzutreiben. Eine arme Frau war die erste, die vor ihn gelangte, nachdem sie eine andere zurückgedrängt. Sein gewöhnlicher Begleiter, der, wie man mir sagte, sein Arzt war, wurde beauftragt, ihr Geld zu geben, wofür sie dem General inbrünstig den Armel küßte. So wurden noch einige Gaben vertheilt, der Dictator hörte mit Langmuth und prüfend die Klagen Anderer an. Ein Weib schien bei der Vertheilung des Geldes zu kurz gekommen oder übergangen worden zu sein. Wüthend stellte sie sich vor den Wagenschlag, und ich glaube, daß sie ihm einige Derbheiten gesagt haben muß, denn ein kaum bemerkbares Lächeln spielte um seine Lippen, als er endlich in den Wagen stieg. Ein Offizier, der einige, wahrscheinlich wenig vortheilhafte Worte über das böse Weib geäußert, wurde von ihr über den ganzen Hofplatz mit Schimpfworten verfolgt.

Unverrichteter Sache kehrte ich von Sa. Maria zurück. Der Minister war nicht zu sprechen gewesen; indeß hatte ich Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie die Soldaten von einem jener zahlreichen Gefechte zurückkehrten, die vor einer belagerten Festung so oft vorkommen, und wo man beiderseits sich rühmt, einander zurückgeschlagen zu haben. Ich bin überzeugt, daß die hier sich rühmenden Zungen die Wahrheit sprachen, denn ein erbärmlicheres Benehmen, als das der neapolitanischen Armee im Gefechte ist schwerlich zu denken. An dem Tage, wo die ehemalige Division Türr, nunmehr von Rüstow commandirt, so rasch die ausgerückten Neapolitaner zurückwarf, und mit denselben auf das Glacis der Festung vordrang, geschah es, daß der Oberst beim Rückzuge auf einem Gehöft von fünf feindlichen Dragonern überrascht wurde.

„Ich glaubte mich verloren,“ erzählte er, „und das erste Mal während des Feldzuges flog die Klinge aus der Scheide. Aber der Ruf: dietro Briganti und der Anblick meiner geschwungnen Waffe reichte hin, sie kehrt machen zu lassen. Wahrscheinlich fürchteten sie sich, daß meine Leute mir beistehen würden,“ fügte er lächelnd hinzu.

Nachdem meine Uniform fertig geworden, begab ich mich in's Lager bei St. Angelo. Den Säbel an der Seite meldete ich mich bei dem General meiner Brigade, der eben vor der Front derselben auf und abschrift.

„Kommen Sie zu mir in mein Quartier, hier habe ich keine Zeit,“ erwiderte er, vermuthlich übel gelaunt; denn sonst war es doch der rechte Ort, sich zu melden.

Ich hatte hier Gelegenheit die Brigade zu mustern, aber wie ich auch zählte, konnte ich doch kaum ein Bataillon herausbringen. Aber das ganze Offizierscorps muß beisammen gewesen sein, denn es waren ihrer mindestens 150 Offiziersmützen vorhanden, während die Brigade höchstens sechshundert Mann stark war. Ich kam jetzt auf den Gedanken, daß es nur die Elitetruppen der Brigade seien und wurde darin bestärkt, in dem ich alle Waffengattungen, Musketiere, Jäger, Zuaven, nur keine Artillerie und keine Reiterei vertreten fand. Allein sehr bald wurde ich meinen Irrthum gewahr. Die Brigade war eben nicht stärker als angegeben. Bei andern Brigaden stand es etwas besser, und einige hatten wol die Stärke eines schwachen Regiments. Aber alle hatten unverhältnißmäßig viele Offiziere, die Artillerie war sehr schwach, die Cavallerie ebenfalls. Sehr viele Offiziere hatten ihren Grad nicht ihrer Bildung, sondern bloß ihrer Tapferkeit, viele hatten ihn weder dieser noch jener, sondern nur dem Umstand zu danken, daß sie Ungarn oder desertirte Oestreicher waren. Engländer und Franzosen durften auch nicht vor den Kopf gestoßen werden, und so kam es, daß ein Heer von etwa 22,000 Mann zuletzt wenigstens 5000 Offiziere hatte und daß man darunter eine Menge von Generalen für Divisionen, die höchstens die Stärke eines Regiments hatten, und für Brigaden fand, die kaum so stark als ein Bataillon waren.

Mehrmals suchte ich den General auf, aber nie war er zu treffen. Endlich wendete ich mich an den ihm Nächststehenden, einen Oberstlieutenant, und erhielt die Zusage, eine Compagnie zu erhalten, sobald eine neue formirt, sei. Indem ich mich dem Stabe anschloß, um im Nothfall als Adjutant zu fungiren, begegnete ich dem Capitän B., meinem frühern Nachbar im Hotel, dem ich mich als Lagergenosse anschloß.

In dem Lager bei Santa Maria und Sant Angelo wollte es uns zuerst keineswegs behagen. Die Oestrien der beiden Städtchen waren überfüllt und sehr unreinlich. Als ich meine neuen Kameraden fragte, wo ich einen Diener

bekommen könnte, lächelte man spöttisch; hätte doch, sagten sie, selbst Garibaldi keinen.

Der Abend kam. Ich machte einen Gang durch die Gewehrpyramiden, welche die bivouakirenden Corps vor ihrer Front aufgestellt hatten.

Jene Pyramiden trugen keine Tschakos oder Helme auf den Bayonnetspitzen und waren nicht, wie sonst üblich, mit Patronentaschen und Seitengewehren behangen, sie bestanden einfach aus dem, was den Ausschlag gibt, aus Muskete und Bayonnet. Daneben lagen malerische Gruppen, die durch die ungleiche Tracht der Einzelnen noch malerischer wurden. Hier und da flackerte ein Kochfeuer und zwar oft in größerer Nähe der geladenen Gewehre, als anderwärts die Lagerordnung gestattet haben würde. Ueberall herrschte die möglichste Ungebundenheit. Wo man die Leute ansprach, erhielt man freundliche Antworten, aber niemals geschah es, daß einer vor dem Offizier in Achtung trat, nie sah ich einen den Vorgesetzten militärisch grüßen oder sich sonst vor ihm Zwang anthun.

Mein Freund B. und ich suchten zusammen einen Platz zum Bivouakiren. In der Osteria war's zu unreinlich, im Freien so lau, der Himmel so klar, daß wir als alte Soldaten gleich den Andern die Erde zur Lagerstätte und den Sternenhimmel zur Decke wählten. Mein Plaid mußte den fehlenden Mantel ersetzen, die Bedienung besorgten wir selbst. Bald war ein Brot und ein Stück Käse sowie (unter der Blouse) eine Bottiglia feurigen Capuas herbeigeschafft. Nach dem Abendessen wurden beim Iodernden Bivouakfeuer Erinnerungen aus Deutschland und die dort herrschende Kameradschaftlichkeit ausgetauscht, welche als Ersatz für die hier vollständig mangelnde dienen mußte. Dann schloß der Schlaf uns die Augen. Gelegentlich störte uns das Geräusch abgehender oder zurückkehrender Patrouillen, bisweilen der ferne Ruf einer Schildwache, einmal fiel ein Schuß. Ich fuhr empor. „Ach“, sagte mein Compagno, „'s ist nichts. Wird einer von den verdammten Jungen sein, die noch nicht mit geladenem Gewehr umzugehen wissen.“

So verfloß die erste Nacht und so noch manche andere, ohne große Abwechslung und ohne ernstliche Gefahr, und die Tage waren von ähnlicher Art. Ich möchte von dieser langweiligen Regel nur einen ausnehmen.

Ich hatte mir vorgenommen, mich in Betreff meines Brevets an General Garibaldi selbst zu wenden, und so begab ich mich bald nach meiner Ankunft in St. Angelo nach der Stelle, wo er sich am häufigsten aufhielt. Am Ende des Ortes, an einer Pforte, die nach der Straße über den Monte Cifato führte, befand sich ein Posten, commandirt von einem Major. Hier mußte ich mich documentiren. Nach einigem Hin- und Herreden wurde ich durchgelassen. Mit mir waren zwei Bauern, die zu ihrem Vieh wollten. Der Major begleitete uns, da die Bauern ohne persönliche Erlaubniß des Gene-

raß nicht durchgelassen werden konnten. Auf dem Gipfel des Berges fanden wir ihn. Die Spitze hatte man auf der äußeren Seite mit einer kleinen Mauer umgeben, und man hatte von hier die beste Aussicht über die ganze Campagna bis in die Festung selbst hinein. Einen besseren Platz zur Beobachtung konnte man nicht wählen. Ein Mann war bei dem aufgestellten Fernrohre, welches beiläufig gute Dimensionen hatte, unaufhörlich mit Observiren beschäftigt. Einige Mann zur Ablösung desselben nebst zwei oder drei Adjutanten machten die ganze Umgebung des Generals aus. Der Major meldete den Wunsch der Bauern, Garibaldi gewährte ihn, und dankbar und froh begaben sie sich auf ihr Feld. Unangemeldet trat ich vor.

Der General saß auf einem Felsenblock, Weintrauben und Brot essend. So kurz wie möglich trug ich mein Gesuch vor. Ebenso kurz, aber in wohlwollendem Tone antwortete er: „Mein Freund, ich habe Offiziere genug, leider brauche ich Soldaten. Ich kann übrigens selbst nichts thun. Kennen Sie Lür, so kann er mehr thun als ich.“ Als ich mich vor ihn gestellt, hatte ich außer Acht gelassen, daß ich keine zwei Fuß hinter mir einen steilen und ziemlich tiefen Abhang hatte. Während ich sprach trat ich zurück, und war auf dem Wege hinunterzustürzen. Er streckte die Hand aus: „Mon Dieu, prenez garde, Monsieur — asseyez vous.“ Ich setzte gelassen meine Rede fort, ohne mich zu rühren. Der General aber sah mich an und wiederholte sein gutherziges: asseyez vous.

„Ich habe Offiziere genug.“ Dies wußte ich leider schon, dennoch hörte ichs aus diesem Munde und in diesem Tone beinahe gern noch einmal. Er schien Niemand etwas rundweg abschlagen zu können. Er wollte auch meine Bitte nicht abschlagen, wenn ein Anderer der Meinung war, daß ich Verwundung finden könne.

Kriegsminister war in dieser Zeit der General Cosenz, eine Persönlichkeit, die als Soldat und Mensch gleich achtungswerth war. Sein Aeußeres ist stattlich, und sein römisches Gesicht mit der hohen Stirn drückt Entschiedenheit und Willenskraft aus. Soldat und Patriot durch und durch, hatte er keinen Augenblick geögert, seine Stellung als Oberst in der sardinischen Armee zu verlassen, um an dem Befreiungskampf unter Garibaldi Theil zu nehmen. Durch republicanische Offenheit und strenge Rechtllichkeit empfahl er sich wie wenige Andere zur Verwaltung. Daß er zu organisiren verstand, hatte er, allerdings nur in kleinerem Maßstabe, durch seine Division gezeigt, welche zu den am besten geordneten und tüchtigsten von allen gehörte. Seiner Umgebung nach zu urtheilen, besaß er den Blick, der fähige Leute an den rechten Ort zu stellen weiß. Wenn es dennoch mit der Organisation der Armee nicht recht vorwärts gehen wollte, so war es nicht die Schuld des Ministers. Die Ursachen davon lagen vielmehr in den Verhältnissen. Das Heer bestand

aus Freiwilligen, das Offiziercorps aus sehr verschiedenen, zu gutem Theil unfähigen Elementen, es mangelte an tüchtigen Gehilfen in der Verwaltung, und dazu kamen die politischen Wirren, die schiefe Stellung zu Sardinien, die obschwebenden Verhandlungen mit Turin und das allgemeine Gefühl, daß nach dem Einbruch der regelmäßigen sardinischen Armee im Kirchenstaat und der Ankunft derselben im Neapolitanischen mit der Organisation des Süddeeres bald große Veränderungen eintreten mußten.

Die Festung Capua war theilweise von uns eingeschlossen, blockirt, nicht belagert, denn zu einer Belagerung gehören von vorn herein schwere Geschütze, dann Schanzen, Batterien und Trancheen, und von alledem war bei meiner Ankunft im Lager so gut wie nichts vorhanden. Von Kanonen sah ich nur einige Vier- oder Sechspfünder. Der Bau von Schanzen hatte erst an einigen Punkten begonnen. Zelte waren nur für einige Corps vorhanden, und ebenso wenig war der Hüttenbau sehr weit vorgeschritten. An Muth zum Schlagen fehlte es nirgends, wol aber an System, Ordnung, Geschick und Sachkenntniß. Allmählig wurde für bessere Bekleidung gesorgt, die Verpflegung war genügend, aber mit einem Lager, wie es sein soll, war das Lager Garibaldi's auch in der besten Zeit kaum zu vergleichen. Am wenigsten war hier das frische frohe Leben deutscher Lager zu finden. Mit manchen deutschen Kameraden mochte man — da die Typen vom Dampfschiff sich unter ihnen oft wiederholten — nichts zu thun haben. Die Italiener blickten vielfach auf uns als entbehrliche Fremdlinge, die ihnen nur die guten Stellen wegnahmen, und so mangelte, wie schon gesagt, der Trost, der in der Kameradschaftlichkeit liegt, fast vollständig.

Da wir sehr wenig beschäftigt waren, so hatten wir sicher mehr von der Langeweile zu leiden, als unsre Gegner in der Festung. Sie konnten uns wenigstens dann und wann eine Kugel zusenden und gelegentlich einen Ausfall, oder, wie wir es nannten, eine Landpartie machen. Wir hatten lange Zeit nichts, um ihnen ihre eisernen Grüße zurückzugeben, und Partien nach der Stadt ließen sich der zu tiefen Gräben halber nicht unternehmen. Freilich thaten uns ihre schlechten Geschütze fast gar keinen Schaden, und zu Landpartien schienen sie sehr wenig Neigung zu haben. Wagten sie einmal einen Ausfall, so war er nicht sehr ernstlich gemeint. Kaum waren sie erschienen, gleich stürmten ihnen einige Colonnen entgegen. Rasch vorwärts, etwas ungeordnet zwar, aber doch immer vorwärts — ein paar Salven, dann Bayonet und Kolben, mitunter auch der Dolch, und bald machten die Kläglichen Kehrt, und im Rücken hatten sie die ungarischen Husaren, flotte Bursche, die, was nicht entlief, niedersäbelten oder mitnahmen.

Des Abends, wenn die Sonne hinter dem Monte Cifato verschwunden war, saß man mit denen, die sich genähert, weil Bildung und Charakter äh-

lich waren, in seiner kleinen Hütte, ließ das Glas herumgehen und erzählte, scherzte und kritisirte.

„Wann und wo beerdigt man die Gefallenen?“ fragte ich einmal bei solcher Gelegenheit. „Auf dem Kirchhofe natürlicherweise“, erwiderte ein angehender Wigbold. — „Versteht sich mit militärischen Ceremonien?“ fuhr ich fort. — „Das ist hier nicht Mode“. — „Der letzte Beweis von Achtung wenigstens,“ meinte ich. — „Solche Dinge kennt man bei uns nicht.“ — Die Antwort kam mir ein wenig zweideutig vor.

„Möchte wissen, ob diese guten Neapolitaner da drüben uns nicht einmal mit einem ordentlichen Angriff aufwarten werden. Wir liegen hier beinahe ohne alle Verschanzungen, ohne viel Artillerie. In der Festung stehen an zehntausend Mann reguläre Truppen, und sie versuchen nicht ein Mal, uns über den Haufen zu werfen.“ — „Sie würden schön anlaufen gegen unsere Bayonette und ihre Köpfe eine sehr unbequeme Bekanntschaft machen mit unseren Gewehrkolben,“ erwiderte lebhaft ein Italiener.

„Jetzt gibt's Gelegenheit, intende!“ rief ich aus, auf die Gegend zeigend, wo soeben einige Flintenschüsse gefallen waren. Der Italiener sprang auf und eilte in die Nacht hinaus zu seiner Compagnie. Die meisten andern, Leute von ruhigerem Blut, blieben sitzen. Wieder war Alles ruhig, und man hörte nur die Schritte einer ausmarschirenden kleinen Abtheilung, die beordert war zu recognosciren.

„Ein Paar Patrouillen haben einander begegnet. Immer und überall dieselben Störenfriede,“ sagte der Italiener zurückkehrend.

„Und nie was Ernstes!“ —

„Kann auch sein, daß sie auf eine Ziege geschossen. Haben sie in diesem Dunkel gut getroffen, so hat der Bauer morgen früh einen unerwarteten Braten.“ — „Und wir etwas Milch weniger,“ sagte ein Anderer.

In dieser Weise ging es fort, bis der Oberbefehlshaber sich entschloß, das Bombardement der Festung zu eröffnen. Es war eine Anzahl von Batterien erbaut und aus den Arsenalen Neapels mit Geschützen armirt worden. Die Tragfähigkeit der letzteren schien mir nicht recht im Verhältniß zu stehen zu der Entfernung der Batterien von Capua, und so erwartete ich den Tag mit doppelter Spannung. Derselbe brach endlich an, und Nachmittags den 4. November donnerte der erste Schuß gegen die Festung, die bald darauf antwortete. Ich enthalte mich eines ausführlichen Berichts über das Bombardement. Die Infanterie hat bei solchen Gelegenheiten nicht viel mehr zu thun als den Flug der Bomben in der Luft zu verfolgen und sich für einen Ausfall bereit zu halten. Das Feuer der Festung that uns wenig Schaden. Auch wir schienen am ersten Tage nicht besonders viel zu treffen, am zweiten aber sah ich deutlich das Aufspritzen des Volturmo, wo unsere Kugeln in ihn

gefallen waren, und daß dieselben auch in der Stadt Verheerungen angerichtet, bewies die nach zwölf Stunden dort wehende Parlamentärflagge. Die Festung capitulirte, und 10,500 Gefangene sowie das gesammte Material fielen in unsere Hände. Es war eine der schwachvollsten Capitulationen, welche die neuere Geschichte kennt.

Nach Neapel gesandt, fand ich das Volk daselbst im höchsten Freudenrausch. Rasch war die ganze Stadt illuminirt, Fackelzüge wallten durch die Straßen, bunte Laternen und helle Kerzen und Lampen wechselten mit einander, die Spitze von St. Elmo, die Ufer von Portici und die Chiaja, Alles war im funkelnden Lichterschmuck. Vivatruse hallten auf den Gassen und Plätzen, und wenn ich mich der Freudenschüsse erinnere, die aus allen Häusern herausknallten, so möchte ich glauben, daß im ganzen Feldzug, wenigstens auf dem Festland, kein lebhafteres Feuer zu hören gewesen ist.

Das politische Duell.

Von der preussischen Grenze.

Das Duell zwischen dem General v. Manteuffel und dem Stadtgerichtsrath Twetten zwingt uns zu einigen Bemerkungen, die wir um so weniger unterdrücken, da die Unsitte des politischen Duells in Berlin epidemisch zu werden scheint; da man sich noch heute nicht entblödet, öffentlich darüber zu verhandeln, ob Herr v. Vincke sich mit Herrn v. Zedlitz schießen soll oder nicht.

In einem großen Theil des Bürgerstandes ist die Ansicht verbreitet, das Duell widerspreche überhaupt unsern Rechtsbegriffen und sei absolut unstatthaft. Diese Ansicht theilen wir nicht.

Wir haben weder von dem Duell noch von dem Recht der Strafe romantische Begriffe; wir bleiben noch bei dem System des alten, ehrlichen Justus Möser: daß das Strafrecht des Staats auf dem Verbot der Privatfehde beruht; daß er soweit das Recht hat, die Privatfehde zu verbieten, als er dem Beleidigten genügende Satisfaction verschafft.

Das ist in einem Punkt unserer sittlichen Zustände nicht der Fall, auf dem Gebiet der Ehrenkränkung. Wenn mich einer schlägt, und dafür mit